

THOMAS DÖBLER

# Meine Sehnsucht nach der Welt

*Vom Osten in den Osten*



Reisebericht

Meinem Sohn *Eric* gewidmet

Eric, erfülle Dir Deine Träume!  
Lebe Dein Leben!

»Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung der Leute, die die Welt nie angeschaut haben.«

ALEXANDER VON HUMBOLDT

Ich, etwa 1975 und neun Jahre alt, bei meiner Oma in Michendorf.

Auf der Anrichte, gleich rechts neben der Wohnstü bentür, steht plötzlich ein neues Foto, liebevoll eingerahmt. Darauf ist meine Cousine Ellen zu sehen, auf Hochzeitsreise irgendwo auf den Kanaren. Lanzarote oder Fuerteventura? Ich kann ich mich nicht erinnern. Aber im Hintergrund ist eine atemberaubende Landschaft zu sehen. Eigentlich nur tief dunkelblaues Meer und Palmen, aber schon das ist exotisch genug. Ellen ist die Tochter meines Onkels, er ist irgendwann nach der Mauer in den Westen abgehauen, ich habe ihn noch nie gesehen.

Wo das ist, frage ich.

»Irgendwo im Atlantik, weit weg. Kommen wir eh niemals hin. Ist im Westen.«

Aha, der Westen also. Das ist ja doch eigentlich gar nicht so weit weg, der fängt direkt hinter Potsdam, bei der Glienicker Brücke an, dort gibt es eine Straße nach Berlin. Konnte man früher sogar mit der S-Bahn hinfahren. Und Berlin ist »der Westen«. Also natürlich nur das Berlin, wo die gelben Doppelstockbusse fahren. Das andere kenne ich vom H-Milch-Kaufen in der Markthalle am Ostbahnhof. Da waren wir aber nicht oft.

Ich glaube, so fing alles an, der Samen war genau an diesem Tag gelegt worden. Da wollte ich hin. Alles ansehen. Und noch viel weiter ... Das Bild stand noch viele Jahre auf der Vitrine. Ich habe es mir immer wieder angeschaut.

So viel weiß ich noch.

Das Bild gibt es sogar noch. Bei meinen Eltern im Schuhkarton.

Die Reiseaussichten in der DDR waren bekanntermaßen doch eher eingeschränkt, so ging es also mal auf Klassenfahrt zu den Tschechen oder wir hatten einen

Ferienplatz in Polen bekommen. Aber eigentlich ging es gefühlt doch wieder zum hundertsten Mal nach Friedrichroda, Marienglashöhle, Tabarz, auf den Bergen umherlatschen. Na ja, besser als nichts ...

Der Samen begann zu keimen, als ich ab 1984 auf dem Motorrad die Vorzüge des Ungebundenseins entdeckte. Den Wind spüren, intensive Gerüche wahrnehmen, pitschenass werden und genauso schnell wieder trocknen. Auf der Autobahnraststätte in Michendorf waren die BMW's und Kawasakis zu bestaunen, die nach Westberlin fuhren oder von dort kamen.

Was folgte, da ich weder Grufti, Punk oder Revolutionär gewesen bin, war der typische vorgezeichnete Lebenslauf in Ostelbien. Schule und Ausbildung zu Ende bringen, dann die Arbeit als Elektriker für Lokomotiven bei der Deutschen Reichsbahn im Lokschuppen in Neuseddin, anschließend für drei Jahre zur Marine. Dort gab es noch eine Ausbildung zum Nachrichtentechniker, sogar so richtig mit Facharbeiterzeugnis.

In Prora, auf der Insel Rügen, hatte man zwischen militärischer Körperertüchtigung, dem Erlernen des korrekten Bettenbaus und Politunterricht tatsächlich manchmal die Zeit, aus dem Stubenfenster auf die Ostsee zu gucken. Und wenn es auch nur ein kurzer Blick während des Stubekeulens war. Die »Keule« war zu dieser Zeit das Hauptarbeitsmittel in Prora, noch weit vor der Krawallnikow. Damit wurde auf Stuben und Fluren das Bohnerwachs auspoliert. Ein gleichmäßiges, sich immer wiederholendes »klickklick« musste zu hören sein, dann war es richtig, der UvD war froh und man hatte im Großen und Ganzen seine Ruhe.

Das »Ungetüm von Prora« nennt man heute, nachdem es für fast 25 Jahre leer stand, »bevorzugte Lage«. Schweden und Dänemark sind nicht weit weg, sehen konnte man es aber nie.

1986 lief dann vom gerade fertiggestellten, nagelneuen Fährhafen Mukran die erste Eisenbahnfähre nach Klaipėda aus. Ein Riesenpott. Und ein schwimmendes Tor zur Welt.

Dass mir das später alles einmal etwas nutzen sollte, ahnte ich noch nicht, aber ich bin davon überzeugt, dass doch vieles im Leben irgendwie vorbestimmt ist.

Von meinem ständig dummes Zeug erzählenden Vollhock von Fähnrich als Vorgesetztem bei der Armee, der glücklicherweise aber ständig pleite war, konnte ich meine erste 250er MZ kaufen. Für einen ganz schmalen Taler abgegaunert, das Ding. Fuhr gerade noch so, hatte ein Riesenloch im Kolben, aber das ging zu reparieren. Meine Eltern stellte ich vor vollendete Tatsachen und sie erklärten mich für verrückt. Das war rückblickend wohl ihr erster Stresstest für kommende bekloppt-geniale Entscheidungen.

Nach der Wende dann Busreisen an die Traumstrände Europas, »last minute«, zehn Tage, keine Reise teurer als vierhundert D-Mark. War ganz nett, aber, wie ich schnell merkte, doch nicht mein Ding. Man lernte gekaufte Freundlichkeit kennen, wusste instinktiv, dass der »Welcomedrink« keine freundliche Geste des Beherbergungsbetriebes war, sondern schon vorab bezahlt. Von mir. Bin halt ein alter Knauserkopp.

Im Lauf der Zeit ergab es sich, dass ich dann irgendwann im Herbst 1997 mit meinem Kumpel Sven auf einem Berg in den rumänischen Karpaten am Lagerfeuer saß. Vieles hatte sich geändert, wir fuhren mittlerweile ehrenamtlich Hilfstransporte nach Rumänien. An diesem Abend aßen wir alten Grillhammel, tranken rumänisches Feuerwasser und glotzten über die Berge der Nordkarpaten in Richtung Ukraine in einen herrlich kitschigen Sonnenuntergang.

Sven meinte, dass man das eigentlich viel öfter machen müsste. Stille.

»Was jetzt, was meinst du?«

»Na wegfahren, aussteigen, genau solche Augenblicke öfter haben!«

Recht hatte er. Wieso eigentlich nicht? Klang verdammt gut, nur leisten konnte ich mir so was nicht, da die großartige Karriere gerade etwas ins Stocken geraten war.

Wobei ... gerade frisch geschieden, alle Möglichkeiten waren wieder offen, einen Versuch war es wert.

Das traf zur richtigen Zeit genau meinen Nerv, trotz einer ordentlichen Menge rumänischem Selbstgebrannten konnten wir uns am nächsten Morgen noch an genau diese Idee erinnern.

Weitere elf gemeinsame Touren nach Rumänien später erzählte Sven von seinem Plan, ein Jahr aufhören zu arbeiten und mit einem Fernreisemobil über den Landweg bis nach Vietnam zu wollen.

Verrückt! Vietnam? Hatte er das jetzt echt gesagt? Und am Ende seine Frage, ob ich nicht Bock hätte, mitzukommen.

Nach der ausgebetenen obligatorischen Bedenkzeit dann einen Tag später die Zusage. Natürlich die Zusage! Was denn sonst? Der Bedenkzeit hätte es eigentlich auch nicht bedurft, die Entscheidung war sofort gefallen. Ja, logisch komme ich mit! Was für eine Frage! Das war dann mittlerweile schon 2011, der Arbeitgeber unterstützte so etwas sogar. Da wir zufällig beide den gleichen hatten, sollte es also auch bei mir möglich sein.

Der Antrag wurde gestellt, ja, es war möglich! Nennt sich Sabbatjahr, oder auch Sabbatical. Also, wie funktioniert so ein Sabbatjahr? Schenken tut einem niemand etwas, mit diesem Märchen soll gleich mal aufgeräumt werden. Man kann aber in einem begrenzten Rahmen mit seiner zu leistenden Arbeitszeit und dem Geld jonglieren und sich das so hinschieben, wie es am besten passt.

Wir wählten die Option, dass über einen Zeitraum von sechs Jahren ein bestimmter Teil des monatlichen Gehalts einbehalten wird. Dieses Geld kommt dann auf einen virtuellen Haufen, vermehrt sich in der Zeit lustig und im siebten Jahr wird dieses Geld dann genommen und

monatlich ausgezahlt. Das siebte Jahr ist dann auch der Zeitraum, in dem man freigestellt wird und unterwegs ist. Klingt einfach, war es eigentlich auch, da in meinem Bereich vorher noch niemals jemand so etwas beantragt hatte.

Für die Mädels von der Personalabteilung viel Rechen- und Schreibkram, in Wirklichkeit ist es nämlich viel komplizierter

...

Natürlich macht man sich damit nicht nur Freunde und irgendwann wurde auch dem letzten Chef klar, dass die ja dennoch anfallende Arbeit auf andere Schultern verteilt werden musste. Sechs lange Jahre war Zeit, diese Frage zu klären, drei Wochen vor der Abfahrt war sie dann auch schon geklärt.

So, damit stand die Finanzierung und Sven hatte bereits einen LKW gekauft und begonnen, daran herumzubasteln.

Er bastelte viel und lange. Die Halle von Günthi wurde zum Zweitwohnsitz. Alles in allem nämlich auch für sechs Jahre, und aus einem Tauchgruppenbasisfahrzeug der Bundespolizei, einem Mercedes 1017, Baujahr 1987, wurde langsam, aber sehr sicher unsere Ludmila, unser Fernreisemobil für die Tour.

Als im Laufe der Zeit die Planung immer konkreter wurde, begannen auch Familie, Freunde und Kollegen zu glauben, dass wir diese »verspinnerte« Idee doch tatsächlich wahr machen würden.

Die Saat von damals war lange aufgegangen!

Der LKW war in seiner Basis in Ordnung, erwies sich aber als Meisterwerk der unfachmännischen KFZ-Klempnerkunst. Auf Rost war grün angemaltes Aluminium genietet worden und je tiefer man kam, je mehr abgeschraubt und weggeflext wurde, umso größer war die Baustelle. Ganze Fahrerhauspartien wurden aus Karosserieblech nachgebaut. Aber das Herz war in Ordnung, der Sechszylinder Reihenturbodiesel mit 160 PS aus sechs Litern Hubraum klang gesund, das Getriebe schaltete und alle Antriebswellen drehten sich ordentlich.

In der Blechkiste als Kabine, die serienmäßig hinten drauf ist, kann man aber nicht wohnen. Im Winter friert man sich sofort den Ast und im Sommer ist es heiß wie im Backofen. Also runter das Teil und einen *Kögel*-Kühlkoffer eines Unfallers besorgt, abgeschnitten und aufgesetzt. Das Ding ist von der Bauart her isoliert und eignete sich daher hervorragend als Basis für einen Kabinenaufbau. Vier Zentimeter starke Sandwichplatten, das musste reichen. Unter den kritischen, erfahrenen Augen und Anleitung von »Kroatenmicha« ging es an den Innenausbau.

Der ist natürlich immer ein Kompromiss zwischen notwendigem Technikverbau und dem Luxus, in dem man für die Zeit der Reise und auf engen Raum, leben möchte. So entstanden nach und nach ein Doppelstockbett, aus Möbelbauplatten ein Sanitärbereich mit Dusche, Warmwasserboiler, Toilette und Waschbecken, eine Küche, Schränke, Sitzgelegenheit und Stauraum, natürlich so groß, dass eine Bierkiste reinpasste.

Für alles Wichtige gab es mindestens eine Rückfallebene. Zum Kochen hatten wir einen Spirituskocher und stiegen dann, als es in Georgien den Spiritus als reinen Alkohol nur noch in der Apotheke gab, auf Gas um. Zum Heizen war unsere Infrarotplatte die erste Wahl, als Ersatz hatten wir einen *Zibro*-Ofen, betrieben mit Heizpetroleum, elektronisch überwacht und gesteuert, so dass man ihm auch sagen konnte, dass es morgens beim Aufstehen bitteschön fünfundzwanzig Grad warm zu sein hat.

Strom wurde über drei Solarpaneele auf dem Dach hergestellt, alternativ gab es natürlich die Einspeisemöglichkeit für Landstrom. Zusätzlich schleppten wir in der Heckkiste noch einen 4-Takt-*Honda*-Generator mit uns rum und das dafür notwendige Benzin. Für Duschwasser hatten wir einen elektrischen Warmwasserboiler, schneller und unkomplizierter ging es aber über unseren Warmwasser-Solar-Dachgartenschlauch mit separater Dusche hinter dem Auto. Als Rückfallebene hatten wir noch

einen zum Grill umgebauten 20-Liter-Kanister, auf dem Wasser in unserer Gießkanne warm gemacht werden konnte. Die Gießkanne brauchten wir auch, um den Frischwassertank zu befüllen. Und dann noch unsere vollautomatische Waschmaschine, eine geniale Erfindung: Die Wäsche kommt in ein kleines, blaues Plastefass mit dicht schließendem Deckel. Dazu Wasser und etwas Waschmittel. Spüli oder Duschbad gehen aber genauso gut. Das Ganze wird irgendwo am Auto festgezurt. Durch das Rütteln während der Fahrt wird die Wäsche gewaschen, braucht nachmittags nur noch mal durchgedrückt und aufgebraumelt zu werden. Fertig und sauber.



*Sven und Ludmila*

Unterwegs nachgerüstet wurde noch eine Möglichkeit, das Fahrzeug über ein ordentlich dickes Kupferkabel und einen Erdspeiß zu erden. Das war notwendig, nachdem wir auf

einem Stellplatz in Mazedonien gemessene 60 Volt auf dem Schutzleiter hatten und alles Metallische merklich kribbelte.

Kettensäge, Schwenkgrill, Schlauchboot und mehrere Angeln vervollständigten die Ausrüstung, man weiß ja nie, was kommt. Haben ist immer besser, als brauchen.

Für Internet und Kommunikation gab es eine *Wittenberg*-Antenne mit schöner Richtwirkung. Die wurde auf das LKW-Dach gestellt und an den WLAN-Router angeschlossen. Sobald sie auch nur einen kleinen Zipfel Telefonnetz sah, hatten wir ganz sicher Internet. Auf jeden Fall reichte es eigentlich immer, um über WhatsApp eine Nachricht oder den Standort zu verschicken.

Mit dem 11. März 2018 stand das Datum der Abreise nun lange fest und rückte Gott sei Dank immer näher. Wir mussten langsam die Planung der Route in Angriff nehmen.

Nur Vietnam stand komischerweise irgendwie doch nicht mehr zur Diskussion. Ideen wie Kanada oder Südamerika kamen auf, Angebote von »Seabridge« wurden eingeholt, diskutiert und wieder verworfen. Einige Fläschchen Ramazotti halfen bei der Entscheidungsfindung.

Letztlich waren wir uns einig: Es sollte auf eigener Achse aus Teltow Richtung Osten gehen. Die Straßen begannen ja direkt vor Günnis Halle, also ging es auch genau von dort los. Ziel: Iran und Russland. Liegt zwar nicht so direkt nebeneinander, aber dennoch irgendwie im Osten.

In Amerika kam der Donald an die Macht und alles änderte sich noch mal. Abrupt endete damit die Phase der Diplomatie mit dem Iran, Verträge wurden gekündigt, der gerade wieder auflebende Individualtourismus kam mächtig ins Schlingern. Das Säbelrasseln war unüberhörbar und wir hatten echt Schiss, das uns eine Drohne aus 6000 m Höhe doch für einen Militärlaster hält und ihre Fracht auf uns ausklinkt. Fasst dich morgens an den Arsch und merkst, dass er kalt ist ... So ein schnelles Reiseende wollten wir ja dann doch nicht.

Also Russland. Das sollte für uns immer noch groß genug sein.

Ich übernahm neben der Aufgabe als Kassenwart noch den Job des Navigators und begann mit der Planung. Dafür nahm sich jeder zuerst mal einen Zettel und schrieb auf, was er unbedingt sehen wollte. Um dieses Gerüst wurde dann die Route herumgebastelt.

Wir hatten ja ein Jahr Zeit, alles irgendwie zu koordinieren und zu versuchen und es unter einen Hut zu kriegen.

Dann war vorher noch die Visafrage zu klären! Ach du, Vater, wie geht denn so etwas? Wie funktioniert das mit einem Zweitpass, was muss man tun, um ein Carnet de Passage zu erhalten? Welche Impfungen sind sinnvoll und wo bekommt man die? Welche Versicherungen müssen noch abgeschlossen werden? Internationaler Führerschein wird gebraucht, dazu den alten rosa Lappen vorher in die Checkkarte umtauschen. Ohne Checkkartenführerschein gibt es keinen Internationalen Führerschein.

Aber alles hörte sich schlimmer an, als es war. So ein Knoten entwirrt sich tatsächlich von selbst, man muss ihm nur Zeit lassen.

Für die Visageschichten konnten wir die Agentur *Visa?Wie* in Berlin gewinnen. Das stellte sich als Glücksfall heraus, da die Inhaber selber Traveller sind und wir sie von unserem Plan, mit einem LKW durch Russland bis an den Baikalsee zu fahren, sofort begeistern konnten. Hier wurden auch der Zweitpass und genügend Passbilder hinterlegt, um auf Zuruf durch uns aus der Ferne ein erforderliches Visum zu besorgen und uns den Pass damit im Austausch zuzuschicken.

Wirklich super ist ja, dass man mit einem Reisepass der Bundesrepublik Deutschland fast überall ohne Visum hinkommt, wie wir dann auch unterwegs feststellen und ausgiebig testen konnten. Einen Monat vor der geplanten Abreise im März 2018 gab es dann das Russlandvisum. Und zwar Business, neunzig Tage Gültigkeit, mit der Möglichkeit

der mehrmaligen Ein- und Ausreise, Beginn ab 1. Mai 2018. Ein Datum, das sich ins Gedächtnis eingeprägt hat.

Als Impfungen waren mehrere Spritzen gegen Tollwut, Meningokokken und FSME notwendig. Gegen Malaria gab es Tabletten. Alles zusammen belief sich an Kosten für die Medikamente auf gut 600 €. Also natürlich pro Nase. Der Apotheker in Kleinmachnow fand das großartig. Dazu kam natürlich noch die Privatrechnung der Reisemedizinerin Frau Dr. Opdensteinen. Die Krankenkasse kommt für dieses Privatvergnügen logischerweise nicht auf.

Die Route war nun klar, uns war natürlich bewusst, dass wir nur die ersten drei bis vier Wochen planen konnten. Maximal. Alles andere musste live entschieden werden. Aber genau das macht es ja so spannend. Sich einfach treiben lassen und auf Situationen reagieren.

Das Ganze sah dann so aus:

Von Deutschland nach Tschechien, die 3,5 km durch Polen können wir hierbei nicht unterschlagen, dann in die Slowakei, Ungarn, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Albanien, Mazedonien, Griechenland, Türkei, Georgien, Armenien, von dort wieder nach Georgien, Südossetien links liegen lassen und am 1. Mai mit Visabeginn an der georgischen Heerstraße über den Kaukasus am Grenzübergang Dariali -Verkhny Lars nach Russland einreisen, die Wolga hoch bis Togliatti und dort auf der Magistrale M5 ostwärts, über den Ural bis nach Irkutsk an den Baikalsee.

Alles Weitere blieb offen, denn auch bei sorgfältigster Planung ist nicht alles beherrschbar. Ab dort sollten die Zeit, das Wetter und die noch verbleibenden Visatage für Russland die weitere Route bestimmen.

Zwischendurch stand ich vor unserer großen Karte, die an Ludmila aufgeklebt war, und rechnete. Wir wollten jeden Tag 250 bis 300 Kilometer fahren. Passte das?

Kleines Europa, dafür aber ein riesiges Russland. Das sollten wir schaffen und dann noch innerhalb der neunzig

Tage Visumgültigkeit wieder zurückkommen? Also fünfundvierzig Tage pro Richtung? Plus einige Reservetage für alle Fälle? Das konnte nicht funktionieren! Und der Baikalsee war auf der Karte erst die Hälfte von Russland. Das ist noch Sibirien, dahinter kommt der Ferne Osten.

Um uns auf den neuesten Stand zu bringen, gingen wir noch Anfang März 2018 zur ITB, der Internationalen Tourismus-Börse nach Berlin.

Danach, also nach einer zünftigen Abschiedsparty bei Günther in der Halle, wurde Ludmila reisefertig gemacht, alles noch mal durchgesehen, 150 Liter Frischwasser getankt und endlich los.

Aktueller Kilometerstand bei Abfahrt: 133325.

ENDLICH!

Das Abenteuer des Lebens sollte beginnen. Dass wir auch einen anderen Blick auf die Welt bekommen würden, ahnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Welche Gedanken gingen durch den Kopf? Zuallererst: Hält die Kiste durch? Wir kommen auf keinen Fall zurück, weil das Auto kaputt ist. Nein, das wird nicht passieren. Dann mieten wir uns lieber für ein Jahr in einer Pension ein und tun so, als wären wir weg. Wird alles gut gehen und kommen wir gesund wieder? Wir hatten so weit vorgesorgt, wie es nur irgendwie ging, sogar vorher die Zähne röntgen lassen.

In Zittau gönnten wir uns noch mal die Annehmlichkeiten der Zivilisation. Hatten in der Pension *Goldene Höhe* bei Irina ein Zimmer gebucht. Vorläufig das letzte Mal in einem Zimmer schlafen.

In Tschechin musste für 160 € eine Premid-Box gemietet werden, notwendig für die Mautabrechnung. Die Fahrt ging nach Süden, in den Bergen des Böhmerwaldes lag noch Schnee. Dann die Slowakei, jetzt ohne Maut-Box, Ungarn und Kroatien. Hier war es endlich etwas wärmer, aber das war alles relativ. Bei den Plitvitzer Seen kamen wir schon wieder in den Schnee und es wurde auch wieder

entsprechend kalt. Schnell bei Kroatenmichas Grundstück nach dem Rechten gesehen und dann abbiegen nach Bosnien Herzegowina. Das Land war für uns Premiere, hier waren wir noch nie gewesen. Und sieh an, hier wurden kyrillische Buchstaben benutzt. Zwar irgendwie komisch, aber wir konnten es lesen. Genial. Die Schulzeit war 35 Jahre her, wir hatten es nicht verlernt. Und endlich wurde es auch wärmer, die Sonne schien. Wir waren mitten auf dem Balkan. Das Ziel ist Mostar, die Stadt, die Sinnbild für einen brutalen europäischen Bürgerkrieg jüngster Vergangenheit wurde, aber auch für den Versuch und das zarte Gelingen der Aussöhnung. Unvergessen in diesem Zusammenhang das Wirken von Hans Koschnik als EU-Administrator in Bosnien-Herzegowina während des Krieges.

Unser Ziel war die im Krieg der 90er Jahre zerstörte und dann wieder errichtete Brücke über die Neretwa. Dass Brücken trennen und verbinden, wurde uns an dieser Stelle sehr deutlich. Wo vor gut zwanzig Jahren noch Heckenschützen gelegen hatten, saßen wir gemeinsam mit anderen Menschen in Cafés, kauften Souvenirs und genossen das Leben.

Von hier aus ging es über eine windgepeitschte Hochebene weiter nach Montenegro. Von Sonne und Wärme keine Spur mehr. Der Regen kam waagerecht und drückte durch die Gummis der Seitenscheiben. Keine Ahnung, wie die Gegend hieß, es sah aber so aus wie in Mordor bei *Herr der Ringe*.

Die Bucht von Kotor in Montenegro an der südlichen Adriaküste verschwand im Nebel, so dass wir uns die geplante Umrundung mit Ludmila klemmen konnten und direkt mit der Fähre auf die andere Seite übersetzten.

Die Grenzabfertigung nach Albanien klappte problemlos, so dass sich schon nach zwanzig Minuten der Schlagbaum öffnete und wir im Land der Skipetaren waren. Wir trafen freundliche Leute und erlebten eine unglaubliche Gastfreundschaft. Nicole und Tim, zwei Trampler aus

England, wurden unterwegs aufgesammelt und natürlich ein Stück mitgenommen. Sie wollten über Albanien, das Kosovo und Serbien nach Rumänien wandern.

Es war wieder so kalt, dass wir die Infrarotheizplatte in der Kabine anmachen mussten und mit heißer Wärmflasche ins Bett gingen. Meist standen wir mit Ludmila hinter oder neben einer Gaststätte und bekamen von dort auch den Strom. Erste Zweifel kamen auf. Vielleicht lagen wir mit unserer Planung ja doch daneben? Es war kalt, regnete meistens und alle Campingplätze waren noch geschlossen. Freies Stehen war angesagt, wobei wir doch langsam mal eine Waschmaschine brauchen konnten. Aber am Ohridsee, dort muss doch was gehen?! Also dorthin. Ja, denkste. Alles geschlossen, *out of season*. Wir waren mindestens einen Monat zu früh da.

Als unbedingt notwendig, weil lebensverlängernd, erwies sich eines Abends unser Kohlenmonoxydwarner aus dem Campingzubehör. Fing doch auf einem Stellplatz auf dem Balkan das blöde Ding tatsächlich an zu piepsen. Ziemlich spät, kurz vor dem Einschlafen. Der erste Gedanke war: Was ist das denn? Der zweite Gedanke: Doofes Ding, gerade neu gekauft und schon kaputt. Plunder! Wenn nicht kaputt, dann die Batterien alle. Jetzt schon? Halten aber wirklich nicht lange ...

Nach dem Batteriewechsel ging das Gepiepe weiter, CO-Wert unglaublich hoch. Vielleicht war das Ding ja doch nicht kaputt – und jetzt realisierten wir, dass vielleicht doch erst mal die Tür aufgemacht werden sollte. Gute Entscheidung, siehe da, der angezeigte CO-Gehalt fiel sofort.

Wir machten uns auf die Suche und fanden als Ursache unseren Spirituskocher, der, so meinten wir, eigentlich aus war. Aber halt eben nicht richtig, er brannte auf minimaler Flamme vor sich hin und atmete uns den Sauerstoff weg. Das hätte böse ausgehen können, wir wären dann wahrscheinlich eine Randbemerkung in der örtlichen Presse geworden.